



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bartels, Adolf: Der litterarische Erfolg

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Der litterarische Erfolg

Von Adolf Bartels



rgend ein Engländer hat ein Buch über den litterarischen Erfolg geschrieben. Ich kenne es nicht, aber ich müßte mich sehr irren, wenn es nicht dem praktischen englischen Volkscharakter gemäß ein Wegweiser und Ratgeber wäre für Schriftsteller und solche, die es werden wollen, nach des bekannten Smiles Vorbild durch allerlei lehrreiche und unterhaltende Beispiele genießbar gemacht. Wir Deutschen brauchen ein solches Buch nicht, bei uns giebt es nur zwei Wege zum litterarischen Erfolg, die beide so einfach sind, daß man keine Vorlesungen über sie zu halten braucht; der eine, für wohlhabende Leute passend, ist mit dem Shakespeareschen „Thu Geld in deinen Beutel!“, der andre, den arme Schlucker einschlagen müssen, durch ein „Schaff dir Freunde und Gönner!“ hinreichend gekennzeichnet. Außerdem gehören bei uns zum Erfolg wohl noch Talent und Glück, aber man thut gut, sich auf keins von beiden zu verlassen. Die Litteratur ist ein Geschäft wie jedes andre, und der Erfolgreiche ist der, der das Hasten, Rennen und Zagen am besten versteht und am längsten aushält und dadurch seiner Konkurrenz den Rang abläuft. Hat er erst Erfolg, dann kann er sichs etwas bequemer machen, aber bequem darf er ja nicht werden, sonst wird er bei lebendigem Leibe vergessen, und das ist das schlimmste, was einem Litteraten geschehen kann. Man muß, wie sich Karl Bleibtreu glücklich ausdrückte, doch wenigstens, so lange man lebt, unsterblich sein. Es giebt einige Schriftsteller in Deutschland, aus deren Lebenslauf man die Naturgeschichte des Erfolgs förmlich ablesen könnte; ich will ihnen aber das Leid hier nicht anthun, sondern zur gründlicheren Beantwortung der Frage: Wer hat heute Erfolg, und was ist dieser Erfolg wert? lieber unsre gesamten litterarischen Verhältnisse einer Untersuchung unterziehen.

Unter „litterarischem Erfolg“ verstehe ich natürlich den Erfolg, den der Dichter und der Schriftsteller haben kann. Was ein Dichter ist, weiß man im Publikum recht gut (wenn auch nicht immer, wer einer ist); der Begriff „Schriftsteller“ ist unklarer. Ich würde ihn folgendermaßen definiren: Schriftsteller ist jemand, der eigne oder fremde Gedanken in logischer Weise und in

einer den Gesetzen und dem Geist der Muttersprache entsprechenden Form schriftlich entwickelt. Damit schloße ich freilich, wie ich nun zu meinem Schrecken sehe, alle nur berichtenden und beschreibenden (schildernden) Schriftsteller aus, und es unterliegt doch wohl keinem Zweifel, daß auch diese eine hohe Meisterschaft beweisen können. Also setzen wir für „eigne und fremde Gedanken“ „Gesehene, Gesehene, Empfundene und Gedachte“ und für „in logischer Weise“ „in logischer oder anschaulicher Weise.“ Da aber möchte jeder Berichterstatter kommen und sagen, er sei Schriftsteller, und erst recht jeder Journalist. Lassen wir es daher bei den „Gedanken“ und sagen wir für „fremde“ noch richtiger „vollständig angeeignete.“ Für die Berichterstatter und Journalisten ist die Erfolgsfrage ja auch leicht gelöst: der eine hat seinen Erfolg, wenn er möglichst viel Zeilen in möglichst vielen Zeitungen, die die Zeile mit mehr als fünf Pfennigen bezahlen, unterbringt, der andre, wenn er einen möglichst hohen Gehalt bezieht und möglichst wenig Ärger durch seinen Verleger und sein Publikum hat. Ehrgeiz darf der Journalist nur für seine Zeitung haben, es nützt ihm auch wenig, wenn er persönlich ehrgeizig ist; denn das Publikum hat — mit Recht — kein Gedächtnis für Journalistennamen, nicht einmal für die der doch schon mehr persönlich hervortretenden Feuilletonisten. Verliere deine Stellung, großer Kritiker, und du kannst überzeugen, daß der Herr Theaterdirektor, der vorher die Liebenswürdigkeit selbst war, auch deinen liebendsten Brief unbeantwortet läßt, daß Herr K., der dich früher so gern „Herr Doktor“ anredete, dich jetzt auf der Straße nicht mehr kennt, und daß Fräulein J., die dich früher durchaus bezaubern wollte, dich nun in allen Gesellschaften, die sie besucht, einen unverschämten Menschen nennt. Der Erfolg des Journalisten beruht darauf, immer Journalist bei einem angesehenen Blatte zu bleiben. Dabei wird man nicht Millionär, genießt auch im allgemeinen keine besondere Achtung, aber man hat eine gewisse Macht, die einem sehr viel Komplimente, lächelnde Gesichter und zu allen möglichen Vergnügungen Freikarten einbringt.

Eine Stufenleiter höher kommen wir zu dem Schriftsteller mit den angeeigneten Gedanken. Über seine Bedeutung für unser geistiges Leben kann keine Meinungsverschiedenheit herrschen; er ist es, der die Bücher bedeutender Geister liest und ihre Gedanken oder wissenschaftliche Ergebnisse — wenn auch manchmal etwas verflacht — in die gebildeten Kreise und nach und nach ins Volk bringt. Das ist eine Aufgabe, der man sich sogar mit Begeisterung hingeben kann — und der Erfolg? Wenn der Schriftsteller nicht, wie es vielfach der Fall ist, irgend einen sachmännischen Beruf oder Vermögen hat oder endlich Redakteur ist, so ist er meist schlimm daran. Er muß dann als Mitarbeiter von Zeitungen leben, und dabei ist im ganzen keine Seide zu spinnen. Die Konkurrenz ist auch hier heute zu groß, eben die Schriftsteller mit Beruf und Vermögen und alle die, die wegen eines Nebenverdienstes oder

aus Eitelkeit schreiben, drücken die Preise der Artikel sehr herunter, die Zeitungen, gerade die bessern, können, auch wegen der gewaltigen Konkurrenz, bei der meist das, was den schlechten Neigungen des Publikums fröhnt, oben aufkommt, keine hohen Honorare zahlen, und das Leben des sogenannten unabhängigen Schriftstellers verfließt daher meist unter fortwährenden Sorgen. Erfolg ist für ihn die feste Mitarbeiterschaft an möglichst vielen gutzahlenden Zeitschriften, und der ist jedem sorgsam arbeitenden wohl zu gönnen. Es ist aber im heutigen Deutschland schon sehr schwer, sich ein Jahreseinkommen von 3000 Mark zu erschreiben. Am ersten kann es gelingen, wenn man eine „Spezialität“ hat, die auch nach und nach einen Namen schafft; sehr viele Schriftsteller ergeben sich aber einfach der Vielschreiberei, die sich durch persönliche Bekanntschaft mit zahlreichen Redakteuren und stete Befolgung des Grundsatzes Manus manum lavat einträglich machen läßt. Da tritt denn die Jagd nach dem Erfolg und der unlautere Wettbewerb auf, gegen den kein Gesetz helfen kann. Bücher zu schreiben hat der Schriftsteller dieser Art durchweg keine Zeit; der Vielschreiber stoppelt wohl gelegentlich eins zusammen und weiß in seiner Betriebsamkeit auch oft einen Verleger zu finden, aber solche Bücher bringen meist weder Geld noch Ansehen, höchstens einige lobende Kritiken von befreundeter Seite, auf die ein „Eingeweihter,“ d. h. wer die litterarischen Verhältnisse kennt, niemals hineinfällt, und das wenig Bücher kaufende deutsche Publikum auch nicht, es sei denn, daß etwas „Sensationelles“ geboten werde. Aber gegenwärtig jagen sich die „Sensationen,“ und so sind auch Erfolge dieser Art stets „vom Tage.“

Nicht viel anders als der Schriftsteller mit den angeeigneten steht der mit den eignen Gedanken da. Eigne Gedanken waren ja nie eine besondre Empfehlung beim Publikum, sie können es nur dann werden, wenn sie geschickt in Szene gesetzt, auffällig aufgeputzt, schlagwortartig geprägt, durch starke subjektive Zuthaten ihres Urhebers mit einem besonders originellen oder doch in die Augen fallenden Anstrich versehen werden. Nicht die Gedanken selbst, und wären sie noch so großartig und weittragend, imponiren der Masse, nur ihr Kleid, d. h. im Grunde die Persönlichkeit des Schriftstellers, aber nicht ihr Wesentliches, eher ihr Zufälliges, nicht das Wahre, sondern das Interessante, nicht das Große, sondern das Seltsame, Einfachheit niemals, wohl aber Dreistigkeit. Auch die wahre Größe erregt wohl einmal Aufsehen, nie jedoch die schlichte Größe; das Revolutionäre oder in Ermangelung dessen das Forcirte oder Manierirte, ja oft die unzweifelhafte Komödianterei ist es, was beim großen Publikum den durchschlagenden Erfolg herbeiführt. Darauf spekuliren nun wieder die kleinern Geister und bringen das Revolutionäre, das Forcirte und Manierirte, meist einfach das Geniale geheißen, ohne entsprechenden innern Gehalt, sie bringen nur die Form, kann man sagen, sie übertreiben und übertrumpfen die Originalität des originellen Geistes, stellen

sich förmlich auf den Kopf, schlagen Purzelbäume, maskiren sich, reißen sich die Kleider ab, je nachdem, und das liebe Publikum steht starr, wenigstens eine Zeit lang. Es giebt eine ganze Reihe bekannter Schriftsteller, die weiter nichts thun, als auf neue Mätzchen sinnen, um das Publikum zu verblüffen. Da haben wir wieder die wilde Jagd nach dem Erfolg um jeden Preis, die meist ein Preisgeben der eignen Persönlichkeit in sich schließt, wie es widerlicher nicht zu denken ist. Und da schreit man heute noch nach „Persönlichkeit“! Als ob es die Persönlichkeit allein thäte, als ob die wahrhaft bedeutenden Persönlichkeiten so häufig wären, und als ob nicht gerade sie meist ihrer Natur gemäß verschmähen müßten, da zu stehen, wohin man sie wünscht! Ich fürchte, man wird durch diesen Moderus zwar Originale, Virtuosen und Komödianten genug in Bewegung setzen, aber wenig ausgebildete ernste und große Naturen. Nur der Anspruch, eine „Persönlichkeit“ zu sein, wird allgemein werden, die Gattung des homo sui generis aber kaum häufiger.

Man kann es ja, um wieder zu unserm eigentlichen Thema zurückzu-
kehren, einem bedeutenden Schriftsteller nicht verwehren, in der Form nach Besonderheit zu streben, obwohl das Goethische „Es trägt Verstand und rechter Sinn mit wenig Kunst sich selber vor“ immer seine Geltung behalten wird. Selbst etwas Manier läßt man sich bei einem großen Geist gefallen, da man sich sagt, daß der Widerstand der Welt allmählich in Manier hineintreibt. Tadelnswert ist aber alle reine Sensationsucht und das bewußte Komödiantentum, und leider sind selbst hervorragende Schriftsteller unsrer Zeit damit befleckt, ein Beweis für die Krankhaftigkeit unsrer Zustände, die immer noch geleugnete Decadence, die freilich wohl nur vereinzelte Schichten unsers Volks schwerer ergriffen hat. Von dem Schriftsteller und Dichter Richard Wagner sehe ich hier ab, da ich den von ihm untrennbaren Musiker Richard Wagner nicht beurteilen kann. Ich nenne zuerst Nietzsche. Daß er ein nicht gewöhnlicher Geist ist — oder war, muß man wohl sagen —, wird auch sein grimmigster Gegner nicht bestreiten können, daß aber schon von vornherein etwas Krankhaftes in ihm war, könnte man, wenn man es nicht auch sonst wüßte, schon aus den Titeln seiner Schriften ableiten. Ihn zu einem bewußten Komödianten zu stempeln, wäre freilich trotz der angemessenen Zarathustrarolle ungerecht, aber daß ihn weniger die Liebe zur Wahrheit als die nervöse Sucht unsrer Zeit, Aufsehen zu erregen (Strengere werden einfach sagen: der Größenwahn) dahin trieb, wohin er gelangt ist, wird sich kaum leugnen lassen. In frühern Zeiten wäre Nietzsche vielleicht etwas wie ein Cola Rienzi oder gar König von Sion geworden, in unsrer wurde er mit Notwendigkeit Schriftsteller. Seine Bedeutung als gründlichster Bekämpfer des Begriffs „sittliche Weltordnung,“ dessen beliebte opportunistische Verwendung allerdings höchst unsittlich war, als Schöpfer einer immerhin manches erklärenden neuen Anschauung der Weltgeschichte, als gewaltiger Psychologe

wird ihm auf alle Fälle bleiben. Aber mit der Anwendung seines Ideals der „blonden Bestie“ auf die heutigen Menschen und Verhältnisse soll man sehr vorsichtig sein; denn es ist noch keineswegs ausgemacht, ob sich nicht gerade hinter der von Nietzsche bekämpften Sozialdemokratie die blonde Bestie versteckt. Wenigstens in Deutschland, wo das reine Germanentum keineswegs auf die höhern Klassen beschränkt ist, wäre dieser Fall gar nicht ausgeschlossen.

Neben Nietzsche gehört nach meiner Meinung Dühring her. Man redet weniger von ihm, aber sein Erfolg ist nicht unbedeutend, seine Gedanken müssen zahlreichen Tageschriftstellern aushelfen. Er ist zunächst fachwissenschaftlicher Schriftsteller, und was er als solcher bedeutet, weiß ich nicht, seine litterarischen Schriften aber franken gleichfalls an Originalitätssucht und werden durch cynische Polterei entstellt. Bei allem Reichtum an Gedanken fehlen ihm geschichtlicher Sinn und Verständnis für das Spezifischpoetische fast gänzlich, ja auf dem Gebiete der Litteraturgeschichte sogar die Kenntnisse, was ihn aber nicht hindert, überall unfehlbar zu sein.

Charakteristischer noch als die Erfolge dieser beiden jedenfalls bedeutenden Geister war der des „Rembrandt-Deutschen“, der nun endgiltig als Dr. Julius Langbehn enthüllt ist. Sein Erfolg war in solchem Umfang durchaus unberechtigt. „Rembrandt als Erzieher“ ist, von seinem „konfusionären“ Teil ganz abgesehen, voll Koketterie, und diese hat am Ende die große Anziehungskraft geübt. Oder sollte es die (früher von Nietzsche aufgestellte) Forderung einer künstlerischen Kultur für Deutschland und der teilweise berechtigte Preis des „Niederdeutschums“ gewesen sein? Vielleicht wars auch nur die Bequemlichkeit, mit der man dem Buche den einen oder den andern wirklich oder scheinbar eigentümlichen Gedanken entnehmen konnte.

„Rembrandt“ machte bekanntlich Schule, und so erwähne ich hier der Merkwürdigkeit halber auch Herrn Dr. Heinrich Pudor, der jetzt schon drei Duzend Schriften und Schriftchen herausgegeben hat. Er erinnert etwas an Ahlwardt; beide haben auch nicht die geringste wirkliche Originalität oder geistigen Fonds, die Manier ist alles. Aber sie haben erreicht, was sie wollten; fast jeder Deutsche kennt und nennt sie, und — unzählige andre deutsche „Persönlichkeiten und Geisteshelden“ arbeiten, wenn auch etwas feiner, in ihrer Manier. Ich erkläre ausdrücklich, daß ich den Herausgeber der „Zukunft“, Herrn „Maximilian Harden“, nicht dazu rechne; als jüngster Mann des litterarischen Erfolges soll aber auch er hier zum Schluß seinen Platz bekommen.

Litterarischer Erfolg, das geht aus dem Vorstehenden hervor, tritt heute fast nur noch in Verbindung mit Sensationsucht, mit Prostitution und ungesundem Kultus der Persönlichkeit, mit Unverfrorenheit und Geschäftssinn auf. Das Los der Schriftsteller, die bloß durch ihre Gedanken und ihre Gesinnung wirken wollen, ist selten beneidenswert.

Das wahre Elend beginnt aber erst auf dem belletristischen Gebiete, also bei den „Dichtern“ und, nicht zu vergessen, den „Dichterinnen.“ Ich weiß wohl, sie halten sich nicht alle für poetische Talente oder gar Genies, die unermüdblichen Verfasser von Romanen, Novellen, Humoresken u. s. w., sie wollen vielfach nichts weiter sein als ehrliche Arbeiter ums liebe Brot und sind denn manchmal wirklich Proletarier, die von der Hand in den Mund leben. Jüngere Leute täuscht oft die scheinbar geniale Art ihres Zigeunerdaseins über ihr Elend hinweg; werden sie dreißig Jahre alt, dann halten natürlich die romantischen Träume nicht mehr Stand, und dann werden sie entweder Geschäftsleute, d. h. Viel- und Alleschreiber, oder suchen bei einer Redaktion oder sonstwo ein Unterkommen, oder — sie gehen zu Grunde. Das gilt für die rein belletristischen, die bloßen Unterhaltungstalente sowohl wie für die poetischen Talentchen, ja selbst manchen größern blüht kein andres Los. Die Ausichten, sich heute mit Romanen und Novellen ein hinreichendes Einkommen zu erwerben, sind außerordentlich gering. Ein Roman gewöhnlichen Umfangs verlangt, wenn man etwas anständiges leisten will, ein halbes Jahr täglicher Arbeit; es giebt aber kaum mehr als zwei Duzend Schriftsteller in Deutschland, die für einen solchen Roman 3000 Mark (das deutsche Normaljahreseinkommen) oder gar darüber erhalten. Diese zwei Duzend versorgen so ziemlich alle anständigen, leidlich gut zahlenden Zeitschriften Deutschlands, die Hunderte andrer Romanschriftsteller sind auf den Vertrieb ihrer Erzeugnisse durch litterarische Büreaus (für die jene zwei Duzend aber auch schreiben) oder auf Verleger, die im Hinblick auf die Leihbibliotheken noch etwas Mut besitzen, oder endlich auf befreundete Redakteure angewiesen. Mit Novellen, ja selbst mit den kleinen Erzählungen ist es derselbe Fall. Etwas besser würde es noch gehen, wenn nicht zu den deutschen Produzenten noch die zahlreichen Übersetzer und namentlich Übersetzerinnen kämen, die den deutschen Markt mit ausländischer Ware überschwemmen, und denen wieder rührige Büreaus zur Verfügung stehen. Und dazu noch die unzähligen Dilettanten, die ihre Werke auch umsonst abgeben, ja in vereinzelten Fällen wohl gar noch den Abdruck bezahlen! Es ist also sehr schwer, mit belletristischen Arbeiten Erfolg zu haben, sowohl Geld zu verdienen wie Ruhm zu erlangen. Demgegenüber muß man freilich wieder sagen, daß auch nur ein ganz geringer Bruchteil unsrer erzählenden Litteratur Erfolg beanspruchen kann. Was das deutsche Durchschnittspublikum an Romanen verschlingt, was für Mengen und was für Zeug, ist unglaublich, und die sogenannten Gebildeten, besonders die Frauen, leisten da vielfach nicht weniger schreckliches als das Volk. Es wird kulturgeschichtlich einst sehr lehrreich sein, die Mode auf dem Gebiet der Unterhaltungslitteratur zu verfolgen. Sie ist heute nicht bloß, wie man wohl annimmt, der Bodensatz der vornehmen, „litterarischen“ Litteratur, sondern vielfach unmittelbar vom Tage und seinen Ereignissen beeinflusst, durch sie

hervorgerufen. Ostafrika hat in den Feuilletons unsrer Zeitungen keine geringe Rolle gespielt und ist noch beliebt; die Spieler- und Bucherprozesse haben eine ganze Anzahl „aktueller“ Romane hervorgerufen; selbst der große Distanzritt wurde verwendet. Daneben gehen freilich die alten schauerlichen Kriminalromane und die Liebesromane, die uralte Motive ewig neu aufwärmen, ruhig fort.

Doch es wird endlich Zeit, daß wir zur wirklichen Dichtung kommen. Der wirkliche Dichter schafft nicht für den Erfolg, er gehorcht dem innern Drange und gestaltet nach den Gesetzen seiner Kunst, soweit sie ihm aufgegangen sind, ohne Rücksicht auf die Mode und die Wünsche des Publikums — das war lange Zeit die feststehende Ansicht. Neuerdings beginnt sie erschüttert zu werden. Wenn man auch nicht allen Dichtern der Gegenwart Liebedienerei gegen den Geschmack der Menge oder des Teils von ihr, der über den Erfolg entscheidet, vorzuwerfen wagt, bei einer ganzen Anzahl unzweifelhafter Talente thut man das ungescheut und — vielleicht mit Recht. Namentlich die Dramatiker haben sich diesen Vorwurf zugezogen; ich will hier nur zwei nennen: Sudermann und Fuld. Über Sudermann ist in diesem Blatte schon viel und Gutes geschrieben worden; man wirft ihm meist Mangel einer bedeutenden Persönlichkeit und damit im Zusammenhange seine kühle Objektivität vor, er erwärme sich weder für seine Gestalten noch seine Probleme. Objektivität ist nun an und für sich gewiß kein künstlerischer Fehler, und die kühle, ironisirende Grundstimmung eines Dichters, dessen Talent sich auf die gesellschaftliche Satire zuspitzt, ist so gut berechtigt wie jede andre. Auch der große Tragiker gelangt, freilich erst nach schweren Kämpfen, zur Objektivität, indem er nämlich die Schuld auf beiden Seiten, bei seinem Helden sowohl wie bei den ihn bekämpfenden Mächten, sieht und so den unauflösbaren Konflikt gestaltet, ohne den echte Tragik überhaupt unmöglich ist. Wo Wunden noch zu heilen sind, da hat die Tragödie nichts zu schaffen. Aber freilich, wer wird an das Drama Sudermanns solche Maßstäbe legen? Wohl hat seine „Ehre“ gewissermaßen die Brücke gebildet, auf der ernste moderne Stücke wieder ins deutsche Theater eingezogen sind, aber die, die in Sudermanns Muse die tragische zu erkennen glaubten, haben sich eben getäuscht und thun ihm jetzt Unrecht, wenn sie die höchsten Ansprüche an ihn stellen. Er ist der Art seines Talents nach ganz zweifellos auf die Mischform des Schauspiels angewiesen, die allein die sozialen Verhältnisse unsrer Zeit in ihrer ganzen Breite vorzuführen imstande und für das moderne Theater, das nicht mehr der Kunst dient, die brauchbarste ist. Diese Form verlangt vor allem Lebens-treue; für den Mangel an Größe, reiner Darstellung der Konflikte, Typik der Gestalten, Klarheit der Idee, die aus dem modernen Leben ja auch nicht so einfach zu entwickeln ist, muß als Ersatz die geistvolle Beleuchtung gewisser Zeitfragen, wie man sie z. B. bei dem jungen Dumas findet, eintreten, und

der Satire ist keine Schranke gesetzt als eben die Lebenswahrheit. Meisterwerke, die die Zeiten überdauern, wird man auf diesem Gebiete schwerlich schaffen, wohl aber brauchbare Theaterstücke mit wirklichen Lebensbildern und geistigem Gehalt. Und da hat — hier setzt mit Recht der Tadel ein — Sudermann nicht gehalten, was er versprochen hat, der Erfolg hat ihn ungünstig beeinflusst: seine „Heimat“ ist nicht mehr ein Lebensbild, sondern ein Effektstück mit künstlich gemachten Gegensätzen, dessen geistiger Gehalt, soweit er nicht leere Phrase ist, nicht einmal aus unsrer Zeit stammt; die „Schmetterlings-schlacht“ aber verschmäht sogar jeden Konflikt, bringt weiter nichts als scheinbar der Wirklichkeit entnommene Züge, von denen fast jeder darauf eingerichtet ist, das große Publikum einzufangen. Statt eines Gemäldes erhalten wir bloße Dekoration. Man verlange von Sudermann nicht tragische Größe, nicht flammende Begeisterung, nicht einmal besondere künstlerische Wärme, aber man verlange künstlerische Ehrlichkeit, die fehlt in seinen letzten Werken. Sie sind nur für das Theater und den Erfolg geschrieben, nicht für unsre Zeit.

Einfacher ist das „Problem“ Fulda; er ist schlechtweg der litterarischen Mode gefolgt. Mit leichten Lustspielen beginnend, die etwas natürlicher und teilweise feiner waren als die seiner ältern Zeitgenossen, Lublinsers z. B., dem er im übrigen ähnelt, ging er dann nach der „Ehre“ mit der „Sklavin“ und dem „Verlorenen Paradies“ zum sozialen Drama über, schuf darauf, die Reaktion gegen den Naturalismus witternd, vielleicht auch von dänischen Märchendramen wie Rudolf Schmidts „Verwandtem König“ angeregt, den „Talisman“, ein Werk, das harmlos schien, aber nicht harmlos war, also schielte, und hat sich neuerdings der reinen Satire zugewandt, die nun allein noch übrig blieb und in Frankreich bereits kultivirt wurde. Fulda ist eigentlich kein Dichter, da man das „Elementare“ von diesem Begriff nicht trennen kann, aber er hat Formtalent und einen gebildeten Geschmack, der ihn nur leider bei seinem letzten Werke völlig im Stich gelassen hat. Auch ihm hat der Erfolg, der in gewissen Kreisen noch übertrieben wurde, stark geschadet.

Überhaupt ist es das dramatische Feld, auf dem die Jagd nach dem Erfolg die meisten Opfer des Verstands, des Talents, der Überzeugung fordert. Kein Wunder! Das Drama ist heute die einzige Gattung der Poesie, die wirklichen Erfolg, Geld und Ruhm verspricht, und daher gewissermaßen die Lotterie, in der alle Dichter und Schriftsteller spielen. Die Lyriker — du lieber Gott! es giebt heute kaum noch eine bessere Zeitschrift, die Lyrik brächte, die Zeitschriften für Lyrik sind im großen Publikum nicht verbreitet, und von 1000 Sammlungen müssen 999 dem Verleger bezahlt werden. Nicht viel besser ist der Epiker dran; die lyrisch-epische Dichtung, Sang, Märe u. s. w. benannt, die eine Zeit lang beliebt war, ist jetzt völlig wieder aus der Mode gekommen, nachdem jeder Winkel des deutschen Landes einen Epiker dieser Art hervorgebracht hat. So bleibt also nur das Drama. Eine Statistik, wieviel Dramen all-

jährlich in Deutschland geschrieben und wieviel den Theaterdirektionen eingereicht werden, giebt es leider nicht, eine Unzahl ist es sicher. Etwas besser sind in neuerer Zeit die Aussichten geworden, auf die Bühne zu gelangen; denn die Bühnen in Berlin und Wien haben sich gemehrt, und jeder Direktor hat natürlich den Ehrgeiz, seinen Sudermann zu entdecken. Aber es geht mit den meisten Theaterdirektoren nicht anders als mit den Durchschnittsverlegern: sie sind stets in der Mode der Zeit befangen und daher vielfach geneigt, das wahrhaft Neue und Bedeutende abzuweisen, selbst die Anzeichen eines bevorstehenden Geschmackswechsels übersehen sie meist, bis ihnen dann irgend ein Zufall die Augen öffnet. Von einem höhern Standpunkt aus urteilt ein bekannter Dichter über diese Verhältnisse: „Das Genie ist nur darum immer der Märtyrer seiner Zeit, weil es immer feindlich zu seiner Zeit steht, weil es ihr nehmen muß, ehe es ihr geben kann, und weil sie nur Augen hat für das, was es ihr entreißen, nicht aber für das, was es ihr bringen soll. Dies ist der Hauptgrund, weshalb es anfangs ignorirt, dann geschmäht und verfolgt und immer verkannt wird, und der kann nie aufhören zu wirken, wenn die Menschen nicht aufhören, mehr in der Gegenwart als in der Zukunft zu leben, und anfangen, ihren noch ungeborenen Enkeln ihr eignes Dasein zu opfern, was sich so wenig erwarten als verlangen läßt. Nun wirft das Genie ohnehin bekanntlich, wie alles, seinen Schatten, und der ist das Talent. Dieses drängt sich in seine Stelle; es nimmt so viel vom Neuen, als es braucht, um pikant zu sein, und thut so viel vom Alten hinzu, als nötig ist, um nicht herbe zu werden; die Mischung gefällt, und was gefällt, macht Glück.“ Da hätten wir wohl das Geheimnis des Erfolgs moderner Theaterdichter wie Lindau, auch wohl Sudermann, nur daß uns das Genie fehlt, dessen Schatten er ist, wenn man nicht Ibsen oder Hauptmann dafür erklären will. Als Trost für unbekannte große Dichter füge ich auch noch den Schluß der angeführten Stelle bei: „Dennoch stellt sich im Lauf der Zeit das richtige Verhältnis immer wieder heraus; die Leuten, die die dem Genius abgelauchten Ideen wie Sardellen zum täglichen Butterbrot herumreichen, empfangen ihren Aufwärterlohn und gehen vorüber, aber der Genius selbst erhebt immer mächtiger seine Stimme, und endlich erkennt auch der blöde Haufe, daß das ganze Verdienst der von ihm verehrten falschen Propheten im Aufhören und Nachsprechen bestanden hat.“

Der Drang nach dem Theater nun ist es hauptsächlich, der unsre litterarischen Verhältnisse so unerquicklich macht und die Entwicklung und Ausreifung so mancher erfreulichen Talente stört. Ja, wenn die Bühne heute noch wirklich ein Kunstinstitut wäre, wenn das urteilabgebende Publikum der ersten Aufführungen und die Kritik für künstlerisch maßgebend gehalten werden müßten! „Volles Stimm, Gottes Stimm!“ hieß es einst, aber nichts vertritt das deutsche Volk weniger als die Leute, die in den Berliner „Premieren“ sitzen.

In den deutschen Mittelstädten steht es zum Teil besser, aber dort fehlt wieder die Initiative, und man hat allerlei lokalpatriotische Rücksichten zu nehmen. So hat die Kunst im ganzen von der Bühne und ihren Erfolgen keinen Vorteil. Der wahre Dichter wird zwar in Erinnerung an Noebue, Raupach, die Birch-Pfeiffer den Erfolg als Gradmesser seiner Bedeutung nie anerkennen und sich unter Umständen mit dem weisen Worte trösten, daß es Stücke giebt, bei denen nur das Publikum durchfallen kann; aber irgend einen Erfolg braucht er doch auch einmal. Selbst der strengste Idealist kann sich der Vorstellung, daß es etwas sehr angenehmes ist, mit einem Stück hunderttausend Mark zu verdienen, auf die Dauer nicht verschließen, und so wird er sich am Ende doch zu Zugeständnissen an das Publikum bereit finden lassen. Wer aber einmal Erfolg gehabt hat, der kann gewöhnlich von dem Buhlen um die Gunst der leicht bewegten Theatermenge nicht wieder los und opfert ihr, wenn er nicht eben ein außergewöhnlicher Charakter ist (das pflegt ein großer Dichter allerdings zu sein), im Notfall auch seine Kunst. Das ist gewiß betrübend; noch betrübender aber ist es, wenn heute auch die Dichterjugend, die in frühern Tagen erst mit sich zu kämpfen und in sich zu ringen pflegte und ein unerfütterliches, wenn auch manchmal unklares Ideal „hoher Kunst“ in der Seele trug, nichts eiligeres zu thun hat, als den Männern vom Theaterhandwerk ihre äußerlichen Künste, den Leuten vom Tage ihre Modephrasen abzulernen und dann mit einem zusammengestoppelten Stück durch persönliche Verbindungen auf die Bretter, die die Welt bedeuten, zu gelangen sucht. Ich habe mehrere Fälle dieser Art beobachtet und mich angeekelt gefühlt.

Geld und Verbindungen! Hinter dem Spott in der Einleitung zu diesem Aufsatze verbirgt sich der bitterste Ernst. Ohne Geld und Verbindungen kann man es in der Gegenwart kaum zu etwas bringen in der Litteratur. Es ist schwer, ein Werk zu schreiben, wenn man täglich von Sorgen um das nackte Leben geplagt ist, es ist noch schwerer, ein Werk sei es bei einem Verleger oder an der Bühne anzubringen, wenn man weder Geld noch Freunde hat. Und selbst wenn man beides hat, darf man die Hände nach gethaner Arbeit nicht in den Schoß legen, man muß stets für seinen Ruhm auf dem Posten stehen und eine ewige Reklame unterhalten, wenn man auf der Höhe bleiben will. Wer einmal Redakteur gewesen ist, der weiß ein Lied zu singen von den sogenannten „Redaktionswanzen,“ von den gedruckten Bettelchen, von Freundes- und Verlegerdiensten und dem ewigen Manus manum lavat. Man wird sagen: ja, das ist die Litteratur des Tages, die mit dem Tage entsteht und vergeht. Wenns nur wahr wäre! Die ganze deutsche Litteratur steckt heute, nach dem Erfolg gierend, tief in diesem keineswegs so reinlichen Geschäftstreiben, bei der die Würde der Kunst ein- um das andremal verraten wird. Auch früher gab es Freundschaften und Kliken; namentlich Heine und das junge Deutschland haben schon ganz hübsches für ihren und ihrer Freunde

Ruhm geleistet. Aber die ununterbrochne Reklame ist doch erst heute möglich und gewöhnlich geworden. Wenn ich bedenke, wie Mörike seine einzigen Lieder für sich und seine wenigen Freunde sang, wie Otto Ludwig nicht müde wurde, fertige Stücke immer und immer wieder umzuschmelzen, wie Hebbel ein Drama wie „Gyges und sein Ring“ resignirt in den Kasten legte, wie noch Gottfried Keller fünfzehn Jahre lang den Stadtschreiber in Zürich machte, ohne um seinen dichterischen Ruhm allzu sehr besorgt zu sein — nein, es waren doch bessere Zeiten und andre Menschen. Als Sudermanns „Schmetterlingsflucht“ durchfiel, da wagte einer seiner Anhänger von dem „großen Moment, der ein kleines Geschlecht finde,“ zu reden! Ich verdenke es dem Dichter gewiß nicht, wenn er nicht länger in das sagenhafte Poetenstüblein gebannt sein will und auf den Markt hinausstrebt, wo der Kampf der Meinungen und Ideen ausgefochten wird. Es ist möglich, daß eine große Kunst nur im bewegten Leben gedeiht. Aber braucht der bedeutende Dichter Trabanten und Sykophanten, ist ihm der Hervorruf auf der Bühne und das stete Paradiesen unter dem Strich der Zeitungen Lebensbedürfnis? Ich habe kein Vertrauen zu einer Kunst, die ein Bündnis mit dem Geschäft schließt, und schwöre nach wie vor zu dem Spruche: „Reif sein ist alles!“

Man wird wohl gemerkt haben, daß das einer geschrieben hat, der noch keinen Erfolg gehabt hat. Ja ja. Unerreichbare Trauben sind sauer, und der Franzose hat schon Recht, wenn er sagt: Rien ne réussit que le succès.



Aus einer kleinen Ecke



In der That, wenn unsereins durch seine einzige Brille, das heißt durch die Zeitung, in die große Welt hinausblickt, so überläuft ihn ein Schauer nach dem andern. Kann es eigentlich noch schlechter werden in unserm unglücklichen Vaterland insbesondere und in der ganzen Welt am Ende des neunzehnten Jahrhunderts im allgemeinen? Zunächst einmal das Vaterland. Daß wir „Epigonen“ sind, was in gewöhnlichem Deutsch sagen will: daß die Zeit der großen Thaten zur Geschichte unsrer Väter gehört und wir im großen und ganzen nur für die Festigkeit des Geldschranks zu sorgen haben, in denen die Erwerbungen unsrer Väter aufbewahrt werden, daß gewaltige Gestalten zur Zeit nicht auf dem Vordergrunde der Bühne umherwandeln — das ist doch wahr. Und daß sich ringsum Kräfte regen, die absichtlich oder unab-